Warum ich ledig blieb.

Eine Geschichte aus dem Leben von C. v. Eynatten.

Ich war damals zwar schon ein recht reifer Bursch, auch ein ziemlich erfahrener, aber ein so liebliches Gesichtchen, wie mir aus einer Art Wittwenhaube entgegenschaute, hatte ich nie zuvor gesehen. Es lag etwas Engelhaftes darin, rührende Unschuld und Verwirrung. Dabei machte das reizende Weib aber doch den Eindruck einer Weltdame, und zwar einer sehr eleganten.

Einige Augenblicke zuvor hatte man mir eine von breitem Trauerrande umfaßte Visitenkarte überbracht, die den Namen „Alice Rehard" trug. — Frau oder Fräulein? — Ich war im Zweifel.

„Womit kann ich dienen, gnädige Frau!" fragte ich geschäftsmäßig-höflich, wie es sich für einen Bankier in seiner Berufsthätigkeit schickt.

„Ach, Herr Brückner, Verzeihung —" Ein eisschmelzender Blick, und aus der Dame weitem Sammetärmel glitt ein länglich gefaltetes Papier heraus, das sie mir mit zager Gebärde überreichte.

Es war eine Sammelliste zu Gunsten verlassener Kinder, für die in irgend einem unbekannten Nestchen an der Ostsee von barmherzigen Schwestern ein Asyl gegründet werden sollte. An der Spitze der Wohlthäter standen die Namen Alice und Hedwig Rehard mit 100 und 500 Mark. Dann folgte eine lange Reihe anderer Namen, unter denen sich viele mir bekannte befanden. Alle hatten bedeutende Summen gezeichnet. —

„Nicht wahr, Herr Brückner, Sie schicken mich nicht ohne jeden kleinen Beitrag weg!" klingelte das Silberglöckchen in mein Ohr.

Und sie schaute mich aus ihren großen, braunen Augen so flehend an, über ihrem ganzen entzückenden Persönchen lag eine so rührende Hilflosigkeit ausgegossen, daß eine Weigerung gewissermaßen zur Unmöglichkeit wurde. In mir war aber das Verlangen erwacht, ihrem Besuch eine gewisse Ausdehnung zu geben, etwas Näheres über sie zu erfahren, und so machte ich einige Umstände. — — „Ich würde mit Vergnügen etliche Blauscheine in die Opferschale legen, mit doppeltem Vergnügen, wenn es durch Ihre Vermittlung geschehen könnte, meine gnädige Frau —"

„Ach, dann bitte, thun Sie es doch! Sie können sich gewiß nicht vorstellen, wie schrecklich es ist, welche Selbstüberwindung dazu gehört, bittend von Thüre zu Thüre zu gehen, verdrießliche Mienen zu sehen, harte Worte zu hören!"

Des reizenden Weibes Hände erhoben sich wie in stummer Bitte, wobei der zurückfallende Aermel den Anfang eines wundervoll gemeißelten Armes sehen ließ, ihre Blicke wickelten mich ein wie eine Liebkosung.

„Aber, meine verehrte, gnädige Frau," fragte ich so sanft wie nur möglich, „warum quälen Sie sich so! Lassen Sie doch andere sammeln, das ist ohnehin eine Aufgabe, die sich für ältere Damen besser eignet!"

„Mich verpflichtet ein Gelübde, das mir heilig ist."

„Ein Gelübde —?" Ich beugte mich näher zu ihr.

„Ich gelobte, die sechzigtausend Mark zu erbitten, deren Schwester Isidora und Benedikte bedürfen, um den Grund zu legen zu ihrem gottgefälligen Werke. Sie haben niemand als mich, leben inmitten einer bitter armen Fischerbevölkerung, die so reich — ach, so reich! — an verlassenen Kleinen ist."

War sie toll? — Oder machte sie sich einen schlechten Spaß mit mir! „Das ist ja rein unmöglich!" entfuhr es mir.

Ein scheues, ich möchte sagen überirdisches Lächeln ging in ihrem Gesichtchen auf. „Die Hälfte habe ich schon, sogar darüber!" sagte sie.

„Wie ist das möglich?"

„Mutter und ich reisen seit einem Jahre von Stadt zu Stadt, und ich habe noch an wenigen Herzen gepocht, die mich ohne jedes Scherflein gehen hießen. Selbst die Harten und Kargen, die Ungläubigen gaben mir, wenn auch nur spärlich."

„Kein Wunder," dachte ich, „wer widersteht diesem Gesichtchen, so lieben Augen!" Laut aber sagte ich: „Die beiden Barmherzigen sind Ihnen wohl verwandt?"

Die junge Dame schüttelte den Kopf. Es war bei meiner Frage eine jähe Veränderung mit ihr vorgegangen, ihre Augen hatten einen starren, trostlosen Ausdruck angenommen. „Sie pflegten meinen Verlobten während seiner monatelangen Krankheit bis zu seinem letzten Athemzuge mit unermüdlichre Hingebung —"

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, daß ich ohne es zu ahnen, so traurige Erinnerungen geweckt habe!"

„Sie sind immer wach, immer, ich sehe ihn stets, meinen Albert, er begleitet mich, wohin ich gehe, und kann er auch nicht zu mir sprechen, an meiner Seite ist er mir doch und bedeutet mir durch Zeichen, was ich thun soll." — Sie stand auf, bog den Kopf hintenüber und schaute wie in Verzückung zur Decke hinauf. Dann mit der einen Hand in die Höhe zeigend, legte sie die andere auf meine Schulter, mir zuflüsternd: „Sehen Sie ihn, sehen Sie! — Ja, Albert, ich werde mich nicht beirren lassen, nicht wanken und weichen, bis das Haus vollendet dasteht, das deinen Namen tragen soll, in dem dein Geist weilen wird, die armen Kleinen schützend, die du so sehr geliebt hast! Albert! o Albert, o nur hinauf zu dir, zu dir!" — Alice war von wunderbarer, berückender Schönheit in diesen Augenblicken der Ekstase, die prachtvollen Augen unnatürlich weit offen, strahlend, die fein modellirten Nasenflügel in leise zitternder Bewegung, der ganze schlanke und doch volle Körper ein rundweiches Leben. Und in der Stimme, die sich bald hob, bald zu hauchendem Flüstern hinabsank, welche Beseligung, aber auch welche Energie und Leidenschaft!! Nichts entging mir und doch war mir so unheimlich zumuthe wie vielleicht noch nie in meinem Leben, und zugleich erfaßte mich ein unendliches Mitleid mit der Unglücklichen. — Sie sprach nicht mehr, der Glanz ihres Blickes war erloschen, aber sie stand noch immer regungslos in der gleichen Haltung, starr in die Höhe schauend.

„Fräulein Rehard," sagte ich, ihre Hand ergreifend, „wollen Sie mir nicht Ihre Adresse sagen? Ich würde mir erlauben, Sie nach Hause zu bringen."

Zusammenschreckend hatte sie sich mir zugewandt und schaute mich nun groß und fragend an, als wisse sie nicht, was sie aus mir machen solle. Endlich fragte sie tonlos: „Was?"

Ich wiederholte Frage und Anerbieten von vorhin, und sie nannte, noch immer wie eine Geistesabwesende, eine elegante und mir wohlbekannte Familienpension. Ihr den Arm bietend, führte ich sie zu einem Divan, der in meinem Kontor stand, rief dann den alten Bernhard, unseren Diener, und beorderte ihn, schleunigst eine Droschke herbeizuholen. Mit fliegender Hand schrieb ich meinen Namen in die Sammelliste, setzte die Zahl 200 daneben, versah mich mit Geld und widmete mich wieder meinem schönen und bedauernswerthen Gaste.

Die unnatürliche Spannung und Verklärung von vorhin, war jetzt aus ihren Zügen gewichen, sie hatten den natürlichen Ausdruck zurückgewonnen, nur sah sie sehr niedergeschlagen und erschöpft aus. „Würden Sie wohl die Güte haben, mir einen Wagen holen zu lassen, ich fühle mich nicht ganz wohl!" sagte sie. — Natürlich war ich mit Vergnügen dazu bereit, und zehn Minuten später saß ich neben Alice in einer Droschke. Sie hatte meine Begleitung schweigend geduldet, sprach aber unterwegs sehr wenig und berührte mit keinem Worte ihren visionären Zustand von vorhin. Schwand mit der Vision selbst auch die Erinnerung an sie? Wie trostlos, dachte ich, daß eine solche Liebe einem Todten gilt! Armes Kind, sie könnte so glücklich sein!

In der Fremdenpension, in der sie wohnte, — ich war ihr die Treppe hinaufgefolgt, ohne vorher die Erlaubniß dazu einzuholen — wurden wir von einer recht würdig aussehenden älteren Dame empfangen. Sie schien zu erschrecken, als sie Alice in meiner Begleitung ankommen sah und ließ einen prüfenden Blick über sie hingleiten. Dann sagte sie halblaut zu mir: Bitte, nehmen Sie Platz, mein Herr, ich werde gleich wieder zurück sein," faßte des schönen Mädchens Hand und verschwand mit ihr in ein Nebenzimmer.

Ich war aber zu erregt zu ruhigem Sitzen und betrachtete die im Zimmer hängenden Bilder. — Schauderhaft! dieses züchtige Weib — war sie — war sie wahnsinnig?

Endlich kam die ältere Dame zurück und sagte, mich abermals zum Sitzen einladend: „Meine Tochter hat Sie wohl aufgesucht, um Sie für das geplante Kinderasyl an der Ostsee zu interessiren, nicht wahr!"

Ich bejahte, Frau Rehard die Sammelliste in Begleitung von zweihundert Mark einhändigend. „Bankier Brückner, gnädige Frau," sagte ich, mich vorstellend.

„Und Alice hat einen nervösen Anfall gehabt, ihren verstorbenen Bräutigam zu sehen geglaubt!"

Wieder bejahte ich.

„Ach, es ist trostlos!" seufzte Frau Rehard, mit dem Taschentuch ihre Augen betupfend. „Seit ihres Verlobten Tode ist meine Tochter recht leidend, so oft sie an ihn erinnert wird, stellt sich ein solcher Anfall ein, der freilich nie lange anhält."

„Und es gibt kein Mittel dagegen?" fragte ich.

„Das Uebel wurzelt im Gemüthe, dagegen giebt es keine Arznei," erwiderte Frau Rehard wehmüthig.

„In der Apotheke nicht, das glaube ich, aber Zerstreuung, Aufheiterung."

„Meine Tochter will sich nicht zerstreuen."

„Wenn gnädige Frau ihr vielleicht die Gesellschaft Fremder aufdringen würden, dann wäre die junge Dame doch gezwungen, sich wenigstens zeitweilig zusammenzunehmen."

„Das wäre äußerst schwierig, denn Alice flieht den Menschen, sofern sie ihrer nicht für das Kinderasyl bedarf. — Aber zu Professor Börner will ich mit ihr gehen; wie mir hier gesagt wurde, gilt er für eine Autorität ersten Ranges auf dem Gebiet der Nervenheilkunde."

Ich bestätigte diese Versicherung, dann nahm ich Abschied, die Erlaubniß erbittend, mich nach Fräulein Rehards Befinden erkundigen zu dürfen.

Drei Monate später war ich mit Alice verlobt! Wie es gekommen? — Wie derlei Dinge eben kommen. Interesse, Bedauern, geistige Beschäftigung mit ihr, häufiges anregendes Beisammensein mit ihr, der Einfluß, den Schönheit, Jugendfrische und Seltsamkeit auf jedes Menschengemüth üben! Professor Börners Behandlung, welche die Damen veranlaßte, ihren Aufenthalt sehr wesentlich zu verlängern, trug die besten Früchte. Alice wurde froher, freier, sie blühte in dem gleichen Maße auf, wie die sie so schwächenden visionären Zustände sich seltener und seltener einstellten und die Aussichten für das Kinderasyl sich besserten. Nicht ohne meine Mitwirkung, wie ich ohne unbescheiden zu sein, versichern darf. — Unserer Verlobung folgten köstliche Wochen, traumhaft still, aber von unbeschreiblichem Zauber durchweht. Ich war so glücklich, wie man nur sein kann, trotzdem ich damals bereits zwischen Acht- und Neununddreißig schwebte, über die Jahre überschäumenden Glücksempfindens also schon seit geraumer Zeit hinaus war. Daß Alice so gut wie kein Vermögen besaß, die Damen von einer Rente lebten, die ihr Tod wie ihre Verheirathung zum Erlöschen brachte, was machte das mir aus! Ich hatte genug für uns beide und noch für einige mehr, und das sagte ich auch, als sie mir ihre „Armuth" entgegenhielt. Im Einverständniß mit Professor Börner hatten wir den Oktober für unsere Verbindung ausersehen. Um die Monatsmitte etwa sollte die Hochzeit gehalten werden, dann wollte ich meine junge Frau nach Italien und Aegypten führen, um erst Ende April wieder heimzukehren. Seit fünfzehn Jahren hatte ich mir keine längere Erholung gegönnt, folglich durfte ich mir mit gutem Gewissen endlich einmal einen halbjährigen Urlaub nehmen, umsomehr, als ich in meinem um sechs Jahre jüngeren Bruder einen tüchtigen Vertreter besaß, bereit, die ihm zugedachte Last auf sich zu nehmen.

Mitte September erklärte Alice plötzlich, nochmals nach Kiel, ihrer Heimath, zurückkehren zu wollen, um ihre Angelegenheiten zu ordnen und sich während etwa vierzehn Tagen in strengster Zurückgezogenheit auf ihren künftigen Beruf seelisch vorzubereiten. „In dieser Zeit hörst Du keine Silbe von mir, liebster Robert!" sagte sie. — Daß ich mit diesem Plan keineswegs einverstanden war, wird jeder begreifen, ich widerstrebte ihm auch mit aller Kraft, meine Braut bestand aber in ihrer zwar sanften, doch zähen Weise auf ihrem Willen, und da sie Professor Börner auf ihrer Seite hatte, mußte ich schließlich nachgeben, so ungern ich es auch that.

Unser Abschied war ein sehr bewegter, ich konnte mich nicht trennen von meinem Lieb. —

Nach der Damen Abreise nahm die Zeit für mich einen bleiernen Gang an, trotzdem bisher noch kein Tag vergangen war, ohne mir wenigstens einige liebe Worte von der Hand meiner Braut zu bringen. — Eines Morgens aber blieb der gewohnte Gruß aus, dafür aber ließ sich der Pensionswirth gegen Mittag bei mir melden, um mir mitzutheilen, daß ein Geheimpolizist nach den Damen Rehard gefragt hätte, die verdächtig wären, allerlei Schwindeleien größeren Stiles verübt zu haben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß meine künftige Schwiegermama ihre letzte Rechnung mit 1117 Mark nicht bezahlt hatte, da sie ja im Oktober wieder kommen wollte und den größten Theil ihres Gepäckes, etwa zehn Koffer und Körbe, zurückgelassen hatte.

„Aber, Herr Brückner," sagte der Mann kleinlaut, „es kommt mich hart an, es zu sagen: in den Koffern und Körben, die ich auf den Besuch des Polizisten hin aufschließen ließ, ist nichts als alte Bücher, Zeitungen und Steine, die mit ein paar Kleidern zugedeckt waren. Sie können sich selbst davon überzeugen."

Hätte man mich unversehens in die Hölle hinabgestoßen, es wäre mir wohl kaum schlechter zumuthe gewesen, als bei diesen Erzählungen. — Meine vergötterte Braut und ihre Mutter raffinirte Schwindlerinnen?! — Mit mir drehte sich alles im Kreise. — Ich bezahlte den Wirth und bat ihn, über das Vorkommniß, welches sich bald befriedigend aufklären würde, Schweigen zu bewahren, das er mir bereitwillig versprach. Dann fuhr ich nach der Polizei und hörte vom Kommissar, den ich in meine Beziehungen zu Alice einweihte, es bestehe starker Verdacht, daß sie in die eigene Tasche gesammelt habe und die Geschichte vom Kinderasyl purer Schwindel sei. Einen Ort, wie sie genannt, gebe es an der Ostsee überhaupt nicht, und dann hatte sie den angebettelten Personen — weit über hundertundfünfzig hatten ihr mehr oder minder beträchtliche Beiträge gegeben — verschiedene, nicht gleichlautende Sammellisten vorgelegt, die theilweise gefälscht gewesen sein dürften. Ferner erfuhr ich, daß sie ihre Sammelgänge bis in die letzte Woche hinein fortgesetzt, trotzdem sie mir deren Einstellung schon lange vor unserer Verlobung zugesagt hatte.

„Wünschen Sie sich Glück zu diesem Ausgang, Herr Brückner," sagte der Mann, mir die Hand drückend. „Sie sind mit einem blauen Auge davongekommen. Wer weiß, was Sie noch erlebt hätten, wenn es den Frauen nicht heiß unter den Füßen geworden wäre! Sie müssen gemerkt haben, daß wir ihnen auf den Hacken sind."

Ich war vernichtet.

Bei der Heimkehr fand ich einen von zärtlicher Schwärmerei überfließenden Brief von Alice, worin sie mir mittheilte, daß nunmehr „Retraite" beginne, und ich in den nächsten vierzehn Tagen nichts von ihr hören würde.

Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß ich überhaupt keine Nachricht mehr von ihr bekam und überdies das Vergnügen hatte, Professor Börners Rechnung zu bezahlen. Was weiter aus den Damen Rehard wurde, weiß ich nicht. Die Polizei fand glücklicherweise keine Spur von ihnen und vermuthet, daß sie sich mit ihrer Beute nach Amerika geflüchtet haben. — Ich aber bin Junggeselle geblieben.

Unser Naschkätzchen.

Humoristisches aus dem Kinderleben von Rolf Crucius.

Eine der allerhäufigsten Verwarnungen seitens der Mutter an ihre jungen Kinder pflegt in den Worten zu gipfeln: „Nasche nicht!" In der That giebt es auch bei unseren kleinen Leuten kaum wieder eine so garstige Angewöhnung, wie die, von allem Eßbaren, an das sie zu gelangen vermögen, zu kosten und zu knabbern, zu lecken und zu naschen! Schon aus gesundheitlichen Rücksichten muß entschieden Verwahrung dagegen eingelegt werden. Denn wie leicht ist es möglich, daß so ein Naschmäulchen auch mal von etwas ißt, was der Gesundheit einen argen Stoß versetzt — kleiner Verdauungsstörungen nicht zu gedenken, die sich nicht vermeiden lassen, wenn sich der junge Magen nicht der gehörigen Diät befleißigt.

Für mich giebt es kaum ein lieblicheres Bild, als so ein herziges Wesen, das, rothwangig und strahlenden Auges, danach verlangt, den von ihm so sehnsüchtig begehrten Bissen über die Lippen zu schicken. Fritzchen ist bei der Tante zu Besuch. Selbstverständlich weiß sie, wonach sein Herzchen lechzt, und weswegen der kleine Schelm auch zumeist zu ihr gekommen ist. Sie läßt ihren Liebling also nicht lange in Ungewißheit und beginnt: „Hier, Fritzchen, hast Du ein Stück Kuchen! Nun, was muß man sagen?" — Fritzchen: „Ich bitt' noch um eins!"

Ein andermal besucht der Knabe wieder die Tante. Er hat nämlich gehört, daß sie Kuchen gebacken — und Tantes Kuchen, darüber geht einfach nichts! Wie man Kaffee trinken und sich um den Tisch setzen will, fragt die Tante, weil noch mehr, darunter auch Kinder, anwesend sind, ihren Liebling: „Nun, Fritzchen, neben wem möchtest Du denn sitzen?" — Darauf erwidert das Leckermäulchen, ohne sich auch nur einen Moment zu besinnen: „Neben dem Napfkuchen, Tantchen!"

Daß die Phantasie der kleinen Leute sich unausgesetzt mit all den Herrlichkeiten beschäftigt, die dem Gaumen schmeicheln und dem Magen Wonnen verschaffen — wer möchte es ihnen verargen? — Lottchen sitzt neben der Mutter auf einer Fußbank. Damit das Kind recht artig sei, beginnt jene zu erzählen. Natürlich etwas, was geeignet ist, das Interesse der jungen Menschenblüthe wach zu halten. Die Mutter hebt also an: „Weißt Du, Lotte, heute Nacht hat mir was Wunderbares geträumt! Ich sah einen herrlichen Napfkuchen, den kriegte ich geschenkt. Und wie der schmeckte! Er hatte freilich viele, viele Rosinen, und darüber war ein Chokoladenguß mit Schlagsahne!" — Lottes Augen strahlen. Sie drängt sich dicht an den Schooß der Mutter, und das Köpfchen darauflegend, sagt sie: „Bitte, bitte, Muttchen! Wenn Du wieder so was träumst, dann laß mich doch ja bei Dir schlafen!" —

Eines Tages wird Lotte von der Mutter mitgenommen. Diese hat Besorgungen zu erledigen, und das Kind läuft neben ihr her. „Sieh mal, Mama! Den schönen Himbeerkuchen! Kauf' mir doch davon ein Stück!"

„Nein, liebe Lotte!" versetzt die Mutter entschieden. „Wir brauchen unser Geld zu etwas Besserem!"

Da blickt Naschmäulchen zur Mutter auf und fragt ganz verwundert: „Ja . . . giebt es denn noch was Besseres?"

Ein andermal, als Lotte wieder von schrecklichem Verlangen nach etwas Leckerem geplagt wird, bittet sie:

„Mama, gieb mir einen Bonbon!"

„Du hast eben gegessen! Du bekommst jetzt keinen!"

„Bitte, bitte — einen einzigen!"

„Nein, es bleibt dabei!"

„Na — dann leih' mir wenigstens einen!"

Der kleine Hans ist auch ein Schlauberger. Er weiß genau, wenn es bei Tante Ulrike etwas zu naschen oder überhaupt zu essen giebt, was seinem Schnäbelchen behagt. Er hört nämlich zu, wenn sie sich mit seiner Mutter von Wirthschaftsdingen unterhält und dabei erzählt: „Morgen koche ich Schoten mit Karotten," oder „Uebermorgen backe ich eine Torte — ich bin nur noch nicht schlüssig, ob ich Makronen nehme oder Creme-Füllung!" Dann spitzt Hänschen die Ohren und tüftelt in seinem Köpfchen, wie er's anfängt, daß er auch was abkriegt von dem Leckerbissen.

An dem bewußten Tage um die Mittagszeit klingelt's bei Tante Ulrike.

„Ei, sieh mal an, Hans! Wo kommst Du denn her?"

„Tantchen, ich möchte heute bei Dir zu Mittag essen!"

„Es langt nicht, mein Hänschen! Ich habe nicht auf Besuch gerechnet!"

Der Knirps, der knapp über den Tisch hinwegsehen kann, erwidert:

„O doch, Tante! Es wird schon langen! Weißt Du, ich nehme mir immer zuerst!" —

Der kleine Franz ist bei Bekannten zu Besuch. Die Frau des Hauses fragt ihn: „Wann mußt Du denn wieder nach Hause, mein Junge?" — Und der kleine Kerl erwidert schlankweg: „Nachher — — wenn ich satt bin!"

Auch als Enfant terrible zeigt sich leider so ein Naschmäulchen gar nicht selten und oft von einer Seite, die allerhand Verlegenheiten heraufbeschwört.

So ein Enfant terrible ist der kleine Willi.

Die Eltern haben den Hauslehrer eingeladen. Er war schon zum Mittagessen da und blieb auch zum Kaffee. Zum großen Verdruß Willis, der aus Erfahrung weiß, daß gerade dieser Gast immer einen fürchterlichen Appetit entwickelt, und deshalb ahnt, daß er auch heute wieder in die so prachtvollen Pfannkuchen eine tüchtige Bresche legen werde.

„Bitte, Herr Doktor!" nöthigt die Mutter. „Nicht wahr — Sie essen doch bestimmt noch einen Pfannkuchen!"

Danke sehr, meine gnädige Frau, ich habe bereits zwei gegessen und möchte doch —"

Da fällt dem Gaste der kleine Willi hastig ins Wort:

„Nein, Mama! . . . Vier hat er schon gegessen! . . . Ich hab's gezählt!"

Noch einen anderen Streich hat der Dreitäsehoch auf dem Gewissen.

Das kam so.

Willi soll mitgehen zu Onkel Karl. Die Tante, die bei den Eltern zu Besuch gewesen, will ihren Liebling gern einige Stunden bei sich haben.

Der Knabe geht sonst so riesig gern mit. Aber heut' ist er kleinlaut und sichtlich unschlüssig.

Nach einigen Augenblicken, erfüllt von eifrigem Ueberlegen, geht er zum Tisch, wo noch immer sein Weihnachtsteller steht mit den von ihm so sehr geliebten Wal- und Haselnüssen. Diesen faßt er und tritt zu der Großmutter.

„Hast Du gute Zähne, Großmutter?"

„Leider nicht, mein süßes Kind!"

„Weißt Du was, Großmama, — dann heb' mir doch, bitte, meine Nüsse auf, während ich bei Onkel Karl bin!" — —

Ja, Naschereien und Süßigkeiten! Nehmt sie unserer Kinderwelt — und ihr macht sie bettelarm! . . Ihr bringt sie um tausend Freuden, die das kleine Herz laut schlagen lassen und die Phantasie unausgesetzt erfüllen! Damit will ich selbstverständlich nicht sagen, daß der Naschsucht Thür und Thor weit offen stehen sollen. Aber wozu sind denn die Eltern und Erzieher vorhanden — wenn nicht auch dazu, daß sie weise und gerecht abwägen, wann so ein Naschmäulchen seinen Herzenswunsch erfüllt kriegen darf und wann nicht?

Uebrigens ist es ein Unrecht, wenn behauptet wird, daß nur die Kinderwelt Freude an Süßigkeiten habe. Auch Erwachsene sind oft genug darauf versessen. Und das schadet auch nicht im mindesten. Denn es stände um die Menschheit in gesundheitlicher Beziehung um vieles besser, wenn sie mehr Zucker konsumirte. Das gilt für Erwachsene genau so wie für die jungen Menschenblüthen.

Ein japanisches Gefängniß.

In der „Revue des Deux Mondes" veröffentlicht Andre Bellessort eine Schilderung des Gefängnisses zu Omuta in Japan: „Ich hatte," schreibt er, „schon in Tokio ein Gefängniß gesehen, ein Mustergefängniß, von dem eine alte Frau, die dort kurze Zeit eingesperrt war, nach ihrer Freilassung zu ihren Enkelkindern sagte: „Ach! meine Kinder, was für guten Reis man dort aß! Und die schönen Kirschbäume, die im Hofe blühten! Solche Kirschbäume gibt es nicht einmal im Park von Ujeno." Im Gefängniß von Omuta habe ich keine Kirschbäume bemerkt, aber ich fand auch dort jene stark vergitterten hölzernen Gallerien, die von einander getrennt sind und genau so aussehen wie die Käfige in unseren Menagerien! Hinter den Gitterstäben lagen, der Kälte und der Hitze preisgegeben, von den Fliegen gepeinigt, die Verurtheilten unter gelben Decken. Die großen Käfige enthielten bis zwanzig Menschen, die mittleren fünf bis sechs, die kleineren nur einen, der in seiner Isolirhaft Furcht und Mitleid einflößte. Ein mit einem dicken Stock bewaffneter Gefängnißwärter schritt zum Direktor hin, grüßte militärisch, schlug dann mit seinem Stocke gegen das Bretterwerk der Gefangenengallerien, wie ein Bändiger, der die faulen Bestien aufrüttelt, und schrie: „Grüßen!" Die Gefangenen, die nicht schon auf der Erde lagen, warfen sich nieder und warteten auf das zweite Kommando: „Aufstehen!" Ihre Gesichter sahen gar nicht grimmig aus, sondern eher traurig; es war die Traurigkeit von Leuten, die keinen eigenen Willen mehr haben und sich über ihre Zukunft keine Gedanken mehr machen. Die nicht vergitterten, sondern ganz geschlossenen Korrektionszellen erhielten ihr Licht nur durch eine kleine Luke. Die Verurtheilten, die unsere Schritte gehört hatten, sprangen auf und machten, da sie ahnten, daß man sie betrachtete, gegen die Wand hin tiefe Verbeugungen. Wir hatten bereits fast das ganze Etablissement gesehen und wollten gerade den Krankensaal betreten, als der Direktor einige Worte mit unserem Begleiter, einem japanischen Lehrer fremder Sprachen, wechselte. Wir kehrten um, und man führte mich vor zwei Käfige, die nur von je einem Gefangenen besetzt waren. Ein Stockschlag an die Gitterstangen, und die beiden, in Gelb gekleideten Männer, lange, sehnige Gestalten mit herabhängenden Schnurrbärten und müden Augen, knieten nieder und warfen sich mit einem solchen Ruck zu Boden, daß ihre Stirn gegen den Fußboden prallte. „Die beiden," sagte der Direktor, „sind ein Hauptmann und ein Major unseres Heeres, die auf Formosa vor dem Feinde geflohen sind." — „Aufstehen!" schrie der Wärter. Die beiden Männer sprangen wieder auf und zogen sich wie scheue Thiere in den Hintergrund ihres Käfigs zurück. Ich hatte mich entfernt. Diese Schaustellung war mir peinlicher als der Anblick der Lepratranken im Tempel von Kato Kijomasa. „Ja!" sagte der Professor stolz, „so behandeln wir die Feiglinge. Und diese Männer waren Samurai, Edelste der Nation! Sie haben sich nicht den Unterleib aufgeschlitzt; sie gingen lieber in's Gefängniß; es ist schändlich!" Ich sah ihn an: seine Züge wiesen auf einen Bauernsohn hin, seine Manieren auf einen Emporkömmling. „Sie hätten sich selbst bestrafen müssen," ergänzte er. „Ich weiß, daß man im Kriege mit China Offiziere gefunden hat, die sich den Säbel durch den Leib gejagt hatten. Es war nach einer Schlacht! Ihre Soldaten, Leute aus dem Volke, waren der Ansicht gewesen, daß sie (die Offiziere) nicht tapfer genug gekämpft hatten; und während der Nacht waren Unteroffiziere in ihr Zelt getreten und hatten ihnen zu Gemüth geführt, daß sie im Interesse des Regiments verschwinden müßten, wenn sie nicht den Muth dazu hätten, würde man ihnen nachhelfen. Ich weiß das Alles ganz genau, aber man darf das nicht laut sagen. Es ist nicht ehrenvoll genug für Leute aus dem Adel, und für Leute aus dem Volke ist es wieder zu ehrenvoll. . ."

Er kannte seine Engländer.

Der neue Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Freiherr von Rechenberg, war in den neunziger Jahren, nachdem Sansibar in englischen Besitz übergegangen war, dort zunächst Vizekonsul und nachher Konsul. Als solcher hat er sich durch seine feste und energische Haltung große Verdienste erworben. Diese seine Haltung imponirte auch den Engländern, die dafür ein gewisses angeborenes Verständniß haben und nur über Anzeichen der Schwäche die Achseln zucken. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" erzählen von der damaligen Wirksamkeit des neuen Gouverneurs folgende hübsche Geschichte:

„Als man in Sansibar darüber verhandelte, wie man im Juni 1897 das Jubiläum der Königin Viktoria feiern sollte, forderten die Engländer, alle Häuser sollten englisch flaggen, der deutsche Konsul setzte es jedoch durch, daß jeder Staatsangehörige mit seinen Landesfarben flaggte. Er besorgte in aller Heimlichkeit in Dar-es-Salaam so viel schwarz-weiß-rothes Flaggentuch, als aufzutreiben war, und am Festtage erlebten die Engländer ein eigenartiges Schauspiel. Da die hauptsächlichsten Handelshäuser in Sansibar deutsche sind und diese von oben bis unten in schwarz-weiß-rothes Tuch eingewickelt waren, so präsentirte sich die Strandlinie der englischen Kolonie von der See aus gesehen als ein fast ununterbrochener Streifen von Schwarz-Weiß-Roth. Ein interessanter Epilog zum Sansibar-Vertrag! Aber die Engländer, die viel Sinn für einen grotesken Humor haben, nahmen Freiherrn von Rechenberg diese eigenartige Huldigung zu ihrem nationalen Fest nicht übel, sie feierten den Jubiläumstag sehr ausgiebig unter der deutschen Flagge, sie wußten aber: der Mann ist auf dem Posten."

Praktisch.

Gast: „Bringen Sie mir vier gekochte Eier . . . oder drei das genügt auch!"

Wirthin: „Na, nehmen Sie nur vier; ich kann Ihnen ja ganz kleine aussuchen!"

Dichterlings Klage.

Dichterling (in der Sommerfrische zu seinem Wirthe): „Alles ist in Ihrer Sommerfrische sehr schön und gut . . . nur die Briefkasten sind viel zu klein!"

Unerwartet.

Gast (zum Pikolo): „Nun, Kleiner, was thust Du mit den vielen Trinkgeldern, die Du bekommst?"

Pikolo: „Die muß ich alle dem Kellner abgeben, und bei Ihnen muß ich jedesmal noch fünf Pfennige zulegen, weil der Kellner mir nicht glauben will, daß Sie nur fünf Pfennige Trinkgeld geben."

Modern.

„. . . Ich begreife nicht, wie Sie Ihre ausgedehnte Thätigkeit in den Vereinen mit den Pflichten gegen Ihre Familie in Einklang bringen können!"

„Das macht mir nicht die geringsten Schwierigkeiten. Ich sehe meinen Mann und meine Kinder beinah' alle Tage!"